

# Diskurs

## Prolegomena zu einer subjektwissenschaftlichen Supervisionsforschung

*Heidi Möller, Berlin*

Vermutlich werden alle in der Supervision tätigen und wissenschaftlich mit der Supervision beschäftigten Menschen die Bestandsaufnahme von *Petzold* (1996) im „Informationsdienst der Deutschen Gesellschaft für Supervision“ teilen, daß die Supervisionsforschung in den Kinderschuhen steckt (vgl. auch *Auckenthaler* 1996; *Carfio & Hess* 1988; *Martin, Goodyear & Newton* 1987; *Barlett, Goodyear & Bradley* 1983). Dabei läßt sich dieses „vorwissenschaftliche Stadium“ auch als Chance begreifen, eine gegenstandsangemessene Methodik zu entwickeln und die Fehler, wie sie zum Teil in der Psychotherapieforschung gemacht wurden, zu vermeiden. Im folgenden werden einige grundsätzliche Überlegungen darüber angestellt, mit welchen Problemen sich die Supervisionsforschung konfrontiert sieht und welche Möglichkeiten des forschenden Zugangs sich eröffnen.

### 1. Das Spannungsfeld zwischen Theorie und Praxis

Das Schisma, das sich durch die gesamte Psychologie zieht, wird durch die grundlagentheoretisch und experimentell orientierten Forscher auf der einen Seite und die therapeutischen und anwendungsbezogenen Praktiker auf der anderen Seite repräsentiert. Theorie und Praxis stehen zum Teil so unvermittelt nebeneinander, daß man von zwei unterschiedlichen Kulturen sprechen kann. Gegenseitig werden Vorwürfe hin und hergeworfen. Den Forschern, die oft den Untersuchungsgegenstand so verkürzen, daß er in ein experimentelles Design paßt, wird die Nutzlosigkeit ihrer Forschungsergebnisse für die Praxis vorgehalten, und es wird über die Banalität der Resultate geklagt. Nur allzu oft sieht sich der Praktiker Altbekanntem, stark Vereinfachtem oder zu wenig Spezifischem aus der Forscherproduktion gegenüber. Die meisten Praktiker können so wenig von der Forschung profitieren, daß sie das Lesen wissenschaftlicher Fachblätter völlig eingestellt haben.

Die „nomologische Psychologie“, die sich als Wissenschaft schlechthin geriert, erzeugt mit ihrer methodischen Einseitigkeit oft eine „überwältigende Eleganz auf Kosten der Sinnhaftigkeit“ (*Schneider* 1990, S. 524). Bestehende Verfahren werden nach dem Muster „mehr vom Gleichen“ perfektioniert, und das Untersuchungsmaterial wird noch vollständiger ausgeschöpft. Praktiker sehen sich in vielen Teilgebieten der positivistisch orientierten Psychologie einer Vielzahl von Minitheorien gegenüber, die jeweils einen Minibereich der Geltung für sich reklamieren, „die mit Hilfe von auserlesensten mathematischen Modellen und unter kontrolliertesten Bedingungen überprüft und immer weiter verfeinert werden“ (*Kaiser* 1993, S. 353). Ansätze übergreifender Theoriebil-

derung finden nicht statt. Der Zusammenhang fehlt ebenso wie größere Perspektiven und Fragestellungen. Das Interesse des Praktikers erlahmt, er empfindet die Ergebnisse als langweilig, zum Teil auch als undurchschaubar und nicht mehr nachvollziehbar. Die praktische Relevanz großer Teile der wissenschaftlichen Psychologie vermissen Praktiker schon lange. Koch (1981) attestierte der psychologischen Forschung eine „kognitive Pathologie“, „das Syndrom nicht sinnvollen Denkens“ (S. 264), „... eine hochentwickelte Art von kognitiver Beschränktheit, eine Reduzierung von Unsicherheiten durch Verleugnung, durch eine Form von falscher Sicherheit, die erreicht wird durch die versteckte Auslöschung alles Problematischen, Komplexen und Subtilen. ... Der Methodenfetischismus trägt zwanghafte und magische Züge“ (S. 259). Viele Praktiker würden sich sicherlich der von Royce 1983 aufgestellten Forderung nach einer „philosophischen Verdauungspause“ für die in der Forschung Tätigen anschließen können.

Wen wundert das von Grawe beklagte Phänomen der Nichtzurkenntnisnahme des Ergebnisstandes der Psychotherapieforschung? Das Transferproblem zwischen Theorie und Praxis durch eine Art Zwangsbeglückung zu lösen, dadurch daß man sich politischer Mittel bedient, wie etwa die Ergebnisse der Psychotherapieforschung qua Psychotherapiegesetz verbindlich zu machen, wie Grawe es vorschlägt, scheint mir jedoch ein Ausdruck von Hilflosigkeit zu sein und verunglimpft die Praktiker. Angst, Panikmache und Strafen waren schon immer schlechte Pädagogen.

Die Grundlagenforscher ihrerseits werfen den Praktikern ihre „unwissenschaftliche Praxis“ vor und beklagen deren vermeintliche Unexaktheit. Vergessen wird dabei oft, daß „jede angewandte Wissenschaft ... selbstverständlich Abstriche an den herkömmlichen Kriterien von Objektivität und Exaktheit machen (muß)“ (Mertens 1994, S. 89). Dennoch sind auf der anderen Seite Grandiositätsphantasien von Praktikern zu beklagen, die ihr Vorgehen für das Nonplusultra halten, sich keiner kritischen Überprüfung ihrer Arbeit stellen und sich – kurzum – nicht mehr als Lernende begreifen wollen.

Auch die Supervisorenszene wird nicht allein durch die Auseinandersetzung zwischen den unterschiedlichen Schulen geprägt, es bestehen auch Verständigungsschwierigkeiten zwischen Praktikern und Theoretikern. Ein Dialog findet, wenn überhaupt, nur selten statt und erweist sich dann oftmals als wenig fruchtbar.

## 2. Ist das Dilemma unausweichlich?

Eine Supervisionsforschung ist im Entstehen begriffen. Das beinhaltet die Chance, einer Vorurteilsstruktur, wie sie sich im Diskurs der Psychotherapeuten mit oder gegen Psychotherapieforschung herausgebildet hat, frühzeitig entgegenzusteuern. Diesen kennzeichnet Mertens wie folgt: „Während der Praktiker im Forscher häufig nur noch einen verkopften zwanghaften Intellektuellen sieht, ist der Praktiker für den Forscher jemand, der in der Regel schrecklich unwissenschaftliche Dinge treibt, ohne sich darüber Rechenschaft abzulegen“ (Mertens 1994, S. 90f).

Eine Möglichkeit zur Etablierung eines konstruktiven Dialoges sehe ich in einer veränderten Haltung des Forschers seinem Gegenstand gegenüber. Nicht nur die Psychotherapie und die Supervision möchte ich als dienende Tätigkeiten verstanden wissen. Auch der Forschungsbetrieb könnte sich mehr als Serviceangebot für die Supervisoren verstehen, indem er z.B. Fragen aufgreift, die die Supervisoren sich selbst schon lange und immer wieder stellen. Fragestellungen lassen sich auch gemeinsam aushandeln. Am Anfang könnte eine mühsame, aber oft auch lohnende Begriffsarbeit stehen.

Die Kooperation zwischen Praktikern und Theoretikern wäre weiter zu fördern, indem die wissenschaftlich Tätigen ihren Vorsprung durch ein Mehr an Übung in der Präzisierung praktikabler Fragestellungen zur Verfügung stellen und die Praktiker aus ihrem unendlichen Erfahrungspool lohnende Suchrichtungen für den Forschungsprozeß in der Supervision anbieten.

Ich glaube, daß es möglich ist, damit aufzuhören, sich gegenseitig die jeweiligen Unzulänglichkeiten nachzuweisen und sich vice versa zu entwerten. Die Forscher auf ihre „Elfenbeinturmexistenz“ festzulegen und ihr Oberlehrerverhalten anzuprangern, ist auch motiviert durch Neid und Mißgunst. Denn jenseits des Praxisdrucks Fachliteratur zu lesen, reflektieren zu können und sich mit mehr Ruhe den Fragestellungen gründlich zu widmen, stellt sicherlich einen Wunsch vieler Praktiker dar.

Dennoch läßt sich der Graben zwischen Theorie und Praxis auch in der Supervision nicht einebnen. *Jaeggi* (1991) betont es für die Psychotherapieforschung folgendermaßen: „Müssen wir uns also abfinden mit dem offensichtlich nur vage heuristisch wirk-samen Gerüst der Theorie für die Praxis? Ich glaube: ja!“ (S. 119).

Die verbleibende Fremdheit zwischen supervisorischem Tun und forscherschem Denken hat auch förderliche Aspekte. Erstens kann es keine einfachen Ableitungsverhältnisse von Theorie zur Praxis geben. Diese sind weder möglich, denkbar noch sinnvoll. Zweitens ist es genau die Differenz (wollen wir die Forschung für den Moment als Triangulierungschance für die Praxis betrachten), das Anderssein und der Dialog zweier Kulturen, die ich als fruchtbar für beide Seiten werten möchte. Aus dieser Spannung heraus kann viel erwachsen.

### 3. Zur Komplexität von Supervisionforschung

Sicherlich ist die Diskussion um qualitative versus quantitative Forschung genauso unerquicklich und von einer Vielzahl von Eitelkeiten geprägt, wie die Frage des Theorie-Praxis Dialogs. *Jaeggi* zeigt einen m.E. schlichten, jedoch richtungweisenden Weg aus diesem Dilemma: „Quantifizierungen sind nur da angebracht, wo es sich um Quantitäten handelt“ (*Jaeggi* 1994, S. 59). Hier kann es auch nicht um ein entweder-oder gehen, sondern um eine sinnvolle, der Fragestellung angemessene Integration unterschiedlicher methodischer Vorgehensweisen.

Wir finden innerhalb der Supervisionsforschung weiterhin die Diskussion um die Vorrangstellung der Wirk- gegenüber der Prozeßforschung. Geht es um Wirkungsforschung, so fühlt sich ein Praktiker leicht existenziell bedroht. Fragen wie: „Bin ich auch gut genug? Kann ich den Theoretikern genügen? Bin ich belesen und auch theoretisch reflektiert genug? Was ist, wenn ich meine Effizienz nicht nachweise?“ hemmen die Bereitschaft von Praktikern, zu kooperieren. Ängste und Vorbehalte bestehen oftmals zu Recht. Lassen Auftraggeber von Supervision die geleistete Arbeit in der Supervision evaluieren, wie es z.B. kirchliche Träger z.Zt. vermehrt tun (vgl. z.B. *Schneider, Müller* 1995), werden die Ergebnisse Auswirkungen auf die Zahlungsfreude der Träger haben. Geschieht diese Forschung dann in Form von Fragebogenerhebungen, wie etwa: „Mir hat die Supervision etwas gebracht/nichts gebracht“, versehen mit einer 5er-Skalierung, so regt sich nur allzu verständlicher Unmut bei den Praktikern. Denn erfahrene Supervisoren wissen, daß die Effekte ihrer Arbeit oft mit Depotspritzen zu vergleichen sind, sie zeigen oft erst auf lange Zeit Wirkung und sind nicht im Anschluß an die Sitzung meßbar. Manche Effekte supervisorischer Arbeit werden erst nach Beendigung des supervi-

sorischen Kontraktes erlebbar und sichtbar und lassen sich nicht durch inhaltsleere Fragebogenuntersuchungen, die im Anschluß an einzelne Supervisionssitzungen durchgeführt werden, nachweisen. Dabei geht es nicht darum, das berechnete Kundeninteresse, das externe Kriterium der Zufriedenheit des Auftrags- und Geldgebers, sei es nun der Patient, der Klient, die Institution oder die Organisation, aus den Augen zu verlieren. Ich bin mir nur sicher, daß man dem berechtigten Wunsch nach Qualitätssicherung in der Supervision auch anders Rechnung tragen kann.

Oft wird in den vorliegenden Untersuchungen gar nicht gefragt, *was* die Supervisoren eigentlich mit ihren Supervisanden machen und *wie* sie dabei methodisch vorgehen, sondern lediglich geforscht, wie sich die Effekte außerhalb des supervisorischen Tuns nachweisen lassen. Betrachtet man nun die Vielzahl der Einflußfaktoren, wie ökonomischer Kontext, Stellenbesetzung, Qualifikation der Mitarbeiter, Hierarchiestruktur der Organisation, Komplexität und Störungsgrad der Klientel etc., wird schnell deutlich, welch ein methodisches Problem die Effizienzkontrolle von Supervision darstellt. Die Fragestellung ist bei weitem komplexer, da viel mehr an Kontextvariablen zu berücksichtigen sind, als die quantitative Psychotherapieforschung je zu erfassen vermag, deren Ergebnisse entsprechend als mager zu betrachten sind. Versucht man, gemäß einer traditionellen psychologischen Forschung die Wirk- und Veränderungsstrategien von Supervisoren zu operationalisieren, d.h. Variablen zu bilden und den Supervisionsprozeß mit einem dichten Befragungs- und Beobachtungsnetz zu überziehen, so sieht man sich einer schier unlösbaren Aufgabe gegenüber. Das Ausmaß der Interdependenzen der zu berücksichtigenden Faktoren ist so groß, daß man schnell an die Grenzen der Informationsverarbeitung, der ökonomischen und motivationalen Grenzen stößt.

Wollen wir statt dessen herausfinden, was genau in Supervisionsprozessen geschieht, erweisen sich sowohl das facettenreiche Testrepertoire als auch Fragebogenuntersuchungen als unangemessen. Global läßt sich die Effizienz von Supervisionsprozessen zwar nachweisen; Wolff beschreibt es für die Psychotherapieforschung wie folgt:

- „– Gesichert scheint zu sein, daß Psychotherapie wirkt.
- Allerdings lassen sich die verschiedenen Therapiesysteme bezüglich ihrer Wirksamkeit kaum unterscheiden.
- Somit ist nicht nur unklar, warum Psychotherapie wirkt, sondern auch welche Interventionen welche Wirkungen zeitigen“ (Wolff 1994, S. 39f).

Betreiben wir jedoch analog den Bemühungen innerhalb der quantitativen Psychotherapieforschung Effizienzforschung auch im Bereich der Supervision, so verkürzen wir diese auf einen uniformen Vorgang, „der sich in kausal-linearer Abhängigkeit von stabilen und konstanten Merkmalen“ (Bardé/Mattke 1993, S. 38) vollzieht. Alter, Geschlecht, Sympathie zwischen Supervisor und Supervisanden, Änderungserwartungen, Zielerreichung und Arbeitszufriedenheit zu erfragen ist im Grunde für das Begreifen supervisorischer Prozesse nichtssagend. Zu erfragen, ob Supervision hilfreich war, führt nicht recht weiter, denn: „Nun wirkt natürlich immerfort alles, und deswegen ergeben sich auch immerfort irgendwelche Veränderungen – häufig werden sie auf triviale Weise abgefragt und auch trivial beantwortet“ (Jaeggi 1994, S. 57). Die oben genannten angeblich so unabhängigen Variablen unterliegen in dem dynamischen Prozeß der Supervision selbst einer Wandlung:

*Beispiel 1: Die Zielbestimmung.* Im gemeinsamen Reflexionsprozeß von Supervisor und Supervisanden bilden sich die supervisorischen Fragestellungen immer wieder neu ab, die problematischen Gestalten wandeln sich. Es entstehen neue Perspektiven, die

sich mehr oder weniger gut in die vorhandenen Handlungs- und Deutungsmuster des Teams integrieren lassen. Die Zielformulierung in der Supervision selbst ist ein dynamischer Prozeß. Unbewußte Motive spielen genauso eine Rolle wie eine erfragbare bewußte Motivstruktur. Die sich inszenierenden unbewußten Prozesse sind in der Teamsupervision oft nur langsam zu verstehen, und der Supervisor gestaltet diese auch mit seinem Unbewußten mit.

Supervisionseffizienzforschung darf dem supervisorischen Prozeß keine Gewalt antun, indem sie fragt, ob ihr Arbeitsziel erreicht/nicht erreicht ist. Supervision ist nun mal kein linearer Prozeß, der sich im prae-post-Vergleich abbilden ließe. Auch lassen sich Supervisionsprozesse nur schwer in einem Problemlöseparadigma unterbringen. Ausschließlich planerisches und rationales supervisorisches Geschehen ließe sich eventuell noch objektiv-empirisch überprüfen. Die Realität der supervisorischen Arbeit ist aber zumindest genauso stark durch prärationale Prozesse bestimmt. Diese können jedoch nicht durch die „artifizielle Logik einer abstrakten experimentellen Methodik“ (Bardé/Matke 1993, S. 39) erfaßt werden.

*Beispiel 2: Der Supervisor als Wirkkonstante.* Auch der Supervisor ist in seiner Arbeit einem Änderungsprozeß unterworfen. Er ist nach einem abgeschlossenen Supervisionsprozeß – gleichgültig ob dieser nur fünf Sitzungen umfaßte oder über Jahre ging – nicht mehr der, der er war, als er in den Prozeß einstieg. Er hat im besten Fall von den Supervisanden gelernt. Er ist von ihnen erschüttert, erleichtert und irritiert worden. Supervision läßt sich nicht als eine einseitig gerichtete Beeinflussung fassen. Eher stellt Supervision eine Art des sokratischen Dialogs dar. Sie stellt sich als eine lebendige Auseinandersetzungen mit Supervisanden dar, die auch erst im Prozeßverlauf dem Supervisor klarere Auffassungen von der Fall- oder Teamdynamik verschafft. Ergebnisse des Supervisionsprozesses können nicht von vorneherein feststehen, sie entwickeln sich im Dialog. Sie entstehen oft durch Verwicklung in Widersprüche und durch sich anschließende Klärung dieser Widersprüche. Alle Beteiligten sind, wenn die Supervision gut läuft, im Anschluß klüger. Die Arbeit des Supervisors ist mit der des Supervisanden der Sache nach zutiefst verschränkt. Beide befinden sich in einem Prozeß des gemeinsamen Hervorbringens von Bedeutungen. Der Interpersonalität des supervisorischen Geschehens muß eine gegenstandsangemessene Forschung Rechnung tragen. Das komplexe Geschehen der Supervision in seiner Verschränktheit läßt sich anschaulich an der Frage von Macht und Ohnmacht in der Supervision (Schreyögg 1995) darstellen.

*Beispiel 3: Gegenseitige Sympathie.* Der erfahrene Supervisor weiß, daß sich hinter einem gemeinsamem Wohlfühlen von Supervisanden und Supervisor unterschiedliche Abwehrarrangements verbergen können, die narzißtische Kollusion („wir sind alle ganz wunderbar“) sei hier nur exemplarisch benannt. Die schwierige Arbeit findet auch im Dissenz statt, in der Konflikthaftigkeit und der Konfrontation. Ein wesentlicher Teil supervisorischer Arbeit ist das Aushalten von Diskrepanzen. Die förderliche Wirkung o.g. Phänomene läßt sich jedoch nicht in Momentaufnahmen, wie es Fragebogenerhebungen darstellen, adäquat messen.

Unbewußte Prozesse, die für die Supervision zentral sind, lassen sich nicht erfassen, wenn die Supervisionsforschung versucht, eine positivistische Psychotherapieeffizienzforschung zu kopieren, die von vielen Beteiligten des Genres als dem Gegenstand nicht angemessen bewertet wird. Selbst Grawe (1992) fordert eine Hinwendung zu mehr Einzelfallstudien, um das „wie“ der Wirkung von psychotherapeutischer Intervention besser erfassen zu können. Um der (noch) verborgenen Logik supervisorischen Tuns „auf

die Schliche zu kommen“, sollte die Supervisionsforschung sich zunächst einmal phänomenologisch deskriptiv der eigenen Sache nähern und damit der Prozeßforschung eine Vorrangstellung einräumen.

Jede Supervisionschule hat ihre eigenen Vorstellungen darüber, was hilfreich ist. Es bleibt abzuwarten, ob sich allgemeine Wirkvariablen herauskristallisieren werden. Typische Verläufe und günstige Interventionen müssen sich zunächst einmal abbilden. Die entstandenen Gestalten lassen sich in einem weiteren Schritt durch den Praktiker mit seinem Erfahrungswissen abgleichen. Gehen wir zunächst in phänomenologisch deskriptiver Weise auch schulenübergreifend vor, so könnte es in einem zweiten Schritt gelingen, allgemeine Wirksubstanzen von Supervision herauszufiltern, denn in der Supervision sind vermutlich ebenso viele unspezifische Wirkfaktoren anzunehmen, wie sie in der Psychotherapieforschung beschrieben sind: die gemeinsame Sprache von Supervisor und Supervisanden, der kulturelle Rahmen, das Ritual, die Mythologie.

Wir brauchen Forschungsinstrumente, die den Interaktionsprozessen der Supervision in ihrem Ineinandergreifen gerecht werden, die in der Lage sind, die Interpersonalität des Geschehens zu fassen. Eine Supervisionssitzung ist eine von Supervisor und Supervisanden gemeinsam hergestellte Wirklichkeit. Supervisorische Arbeit läßt sich nur verstehen als Resultat situationsbezogenen interaktiven Handelns. Die Forderung, die *Jaeggi* für die Psychotherapieforschung aufgestellt hat, gilt meiner Ansicht nach in gleicher Weise für die Supervisionsforschung: „Nicht detaillierende, Subjekt-Objekt-trennende Verfahren sind hier angezeigt (jeder Fragebogen zum Prozeß tut dies!), sondern solche, die Sinnverstehen als ‚Szenisches Verstehen‘ (Argelander 1970) begreifen“ (*Jaeggi* 1991, S. 127).

#### 4. Einige Vorschläge

(1) Supervisionsforschung könnte Episoden des Supervisionsprozesses, die von allen Beteiligten als veränderungsrelevant eingeschätzt wurden, ins Zentrum der Untersuchungen stellen. Die geforderte und notwendige Sujektsicht käme zum Tragen, ohne daß die dahinter liegenden Latenzen vernachlässigt werden müßten. Die Verschränkung der bewußten und der unbewußten Anteile von Supervisor und Supervisanden könnten in den Blick gerückt und abgebildet werden. Auf diese Weise fänden wir einen sinnverstehenden, hermeneutischen Zugang zu entscheidenden Supervisionssequenzen; gerade ein solcher scheint mir für die Erforschung supervisorischen Tuns angemessen zu sein.

(2) Auch Teams haben pathogene Überzeugungen (vgl. *Weiss* 1993). Pathogene Überzeugungen werden zumeist unbewußte Überzeugungen genannt, die sich in ihrer Wirkung als pathogen herausstellen. Zum Beispiel könnten Teammitglieder die Realisierung eigener Wünsche als Bedrohung der Klinikstruktur bewerten. Auch negative Arbeitsbeziehungserfahrungen an aktuellen oder vormaligen Arbeitsplätzen können solche kognitive Aktivitäten erzeugen, „deren Endprodukte pathogene Überzeugungen sind“ (*Volkart* 1995, S. 129). Negative Affekte, z.B. Hilflosigkeitsgefühle (das Team fühlt sich als Ganzes nicht kompetent), aktivieren Abwehrprozesse und unterstützen eine resignative Haltung dem eigenen Tun gegenüber. Weitere Beispiele pathogener Überzeugungen sind „Überlebensschuldgefühle“ in Zeiten ansteigender Arbeitslosigkeit und eventueller Entlassung von Kollegen aufgrund schwindender Finanzen. Schuldgefühle,

Scham und Angst engen den Handlungsspielraum eines Teams ein und lassen keine Arbeitszufriedenheit aufkommen. Andere Mitarbeiter können sich eventuell aus falsch verstandener Loyalität und Identifikation nicht aus und von der Institution lösen.

All das sind Beispiele pathogener Überzeugungen, deren Wirkweise in der Supervision zu untersuchen sich lohnen würde. Welche Bewältigungsphantasien prägen das Team? Wie realisiert sich der Plan des Teams, den Supervisor von den eigenen pathogenen Ansichten zu überzeugen und gleichzeitig von ihnen „erlöst“ werden zu wollen? Vollziehen Supervisanden einen unbewußten „Rollenumkehrtest“ und bringen den Supervisor in die Rolle, in die sich das Team durch ihre Klientel gedrängt sieht? Welche Interventionen des Supervisors sind hilfreich? Sind es die pro-plan-orientierten oder die anti-plan-orientierten Reaktionen des Supervisors, die progressive Verhaltensänderung bewirken?

(3) Die subjektiven Theorien und Attributionsmuster der Supervisanden generell erscheinen mir ebenfalls untersuchenswert. Welche Attributionsmuster finden wir, und wie wirken sie sich in der Supervisionssitzung aus? Werden Arbeitsstörungen der eigenen Person, der Klinik als solcher oder dem Behandlungssetting zugeschrieben? Wie lassen sich subjektive Theorien verändern bzw. erweitern? Wie verschränken sie sich mit den leitenden Heurismen der Supervisoren?

(4) „Der Anfang setzt die Struktur“, ausgehend von diesem alten Gestaltgesetz könnten Forscher sich die Frage stellen, was die ersten fünf Minuten von Supervisionssitzungen bereits beinhalten. Was sagt die Verhandlung darüber, was Gegenstand der Sitzung werden kann, bereits über den folgenden Fall und die Team- und Institutionsdynamik aus? Eine derartige Forschung könnte für den Supervisor nutzbare Überlegungen in Gang setzen.

(5) Auch kritische Phasen in der Supervision könnten ins Zentrum supervisorischer Forschung gerückt werden. Vermutlich beinhalten gerade kritische Phasen des Supervisionsprozesses die relevanten unbewußten Bedeutungen. Wie werden in kritischen Prozeßabschnitten neue Sinninterpretationen geschaffen? Ist der Supervisionswunsch selbst ein Abbild einer kritischen Phase im Therapieverlauf oder in der Teamdynamik?

## 5. Supervisionsprozeß als Forschungsprozeß

Ein wichtiger präventiver Schritt gegen die Etablierung einer Vorurteilsstruktur im Diskurs zwischen Supervisor und Supervisionsforscher könnte sein, daß man der Verfestigung der Rollen, also der Identität als Supervisor versus der Identität als Supervisionsforscher, vorbeugt. Eine Möglichkeit besteht darin, den Supervisionsprozeß selbst als Forschungsprozeß zu begreifen.

*Freud* proklamierte für die Psychoanalyse das Junktim von der Einheit von Heilen und Forschen. Seine These lautet folgendermaßen: „In der Psychoanalyse bestand von Anfang an ein Junktim zwischen Heilen und Forschen, die Erkenntnis brachte den Erfolg, man konnte nicht behandeln, ohne etwas Neues zu erfahren, man gewann keine Aufklärung, ohne ihre wohltätige Wirkung zu erleben. Unser Verfahren ist das einzige, bei dem dies kostbare Zusammentreffen gewahrt bleibt“ (*Freud* 1927, S. 293f).

Er spricht von einer bestimmten Methode des Forschens, „nämlich von der exquisit psychoanalytischen Suchstrategie, Wissen zu generieren, eine Methode, von der er

meinte, sie sei in einem bestimmten Sinne Therapie“ (*Nitschke* 1994, S. 21). Ich folge *Freud* an dieser Stelle uneinschränkt, es bleibt mir einzig als fragwürdig anzumerken, ob die Exklusivposition, die er dem Junktum zwischen Heilen und Forschen in der psychoanalytischen Einzelbehandlung einräumt, einzig für dieses Setting Gültigkeit haben kann. Für die Supervision, verstanden als Anwendungsbereich der Psychoanalyse, aber auch für supervisorisches Tun ganz allgemein, möchte ich dieses Junktum ebenfalls konstatieren.

Hinter jedem Supervisionsanliegen, z.B. hinter dem von Teams, steckt sicherlich auch der Wunsch nach Selbstaufklärung. Supervisanden „wollen es wissen“ und stellen damit einerseits den motivationalen Pfeiler von Supervision her und benennen andererseits so das Ziel von Supervision: Supervisanden wollen durch mehr Wissen und Einsichten wieder arbeitsfähig(er) werden. Supervision möchte ich zentral verstanden wissen als die Unterstützung eines Selbstreflektionsprozesses von Supervisanden. An dieser Stelle fallen Methodik und Ziel von Supervision zusammen.

Supervision dient sicherlich dem Aneignen erweiterten Wissens, der Übernahme neuer Perspektiven und Referenztheorien. Daneben gilt die gemeinsame Suchstrategie von Supervisor und Supervisanden in großen Teilen auch dem Aufspüren und (Wieder-) Erleben verdrängten Wissens und seiner Wiederaneignung. Kognitives, affektives und organisationsspezifisches Wissen ist ihnen durch innere und/oder äußere Verbote, durch persönliches Sogewordensein, die Teamdynamik und/oder die Institutionsgeschichte und deren politischen Kontext verhüllt. Die Selbstverblendung und ihre Auswirkungen auf die Arbeitsleistung und die Arbeitszufriedenheit ist Hintergrund supervisorischer Fragestellungen und oft Anlaß, sich überhaupt für eine Supervision zu entscheiden.

Die Selbstverblendung von Teams soll durch den supervisorischen Prozeß insofern aufgelöst werden, daß unbewußt motiviertes Nicht-Wissen-Wollen wieder bewußtseinsfähig wird. Dabei geht es sicherlich in der Supervision um mehr als nur um das Unbewußte der Triebkonflikte und der Affekte, sondern z.B. auch um die Verleugnung der Wichtigkeit struktureller Parameter. Der Supervisor hat dabei vor allem die Aufgabe, das Klima herzustellen, das die Minderung von Widerständen und die Perspektiverweiterung ermöglicht.

In der Rekonstruktion des Besonderen, seien es nun Fallgeschichten oder Teamdynamiken, entsteht ein Vorgang einmaliger und unwiederholbarer Subjektivität. Es wird quasi jedesmal aufs Neue ein „Forschungsgegenstand“ etabliert, dessen Verallgemeinerbarkeit sicherlich Grenzen gesetzt sind. Supervisor und Supervisanden begeben sich im Anschluß an die Rekonstruktion in einen gemeinsamen Such- und Lösungsprozeß, der immer wieder modifiziert werden kann oder muß, bis ein zufriedenstellendes Arbeitsergebnis vorliegt. So sind sicher nicht alle Teamdynamiken als Spiegelphänomene der Psychodynamik der Klientel zu sehen. *Becker* (1995, S. 185) spricht von der Umkehrbarkeit der klassischen Balint-Perspektive, „eine zweite Perspektive, die vom Fall auf die unbewußte Dynamik der Gruppe verweist“. Die Dynamik des Teams speist sich auch aus Fragen der beruflichen und institutionellen Sozialisation. *Becker* schlägt vor, „Supervisionsgruppen als Forschungsinstrumente zu betrachten, mit deren Hilfe professions- und institutionstypische Haltungen im psychoanalytischen Sinn aufgeklärt werden können. ... Man sieht nun, daß die psychoanalytische Deutungsarbeit in solchen institutionellen Gruppen sich auch auf die soziale Realität, den institutionellen Kontext beziehen muß, gerade so, wie in der klinisch-dyadischen Situation auf die Theorien von der infantilen Entwicklung, auf den genetischen Gesichtspunkt. So kann sich in der psychoanalytischen Supervision einer psychiatrischen Institution ein Forschungsprozeß



entwickeln, in dessen Verlauf die unbewußte Entwicklungsgeschichte eines Teams, einer Institution, rekonstruiert werden kann, ein konkretes Stück „Psychoanalyse der Gesellschaft“ (S. 186).

Ein Weg supervisorischer Arbeit kann die folgende Strategie sein: „Die erfolgreiche Suche nach desintegrierten Vorstellungskomplexen und deren Wiedereingliederung in den Gesamtzusammenhang müßte demnach gleichbedeutend mit Heilung sein, da das Wachbewußte unter dieser Voraussetzung seine durch Vernunft kontrollierten Funktionen wieder ausüben könnte und durch die Einheit des Bewußtseins wieder hergestellt wäre. *Heilen* und *Forschen* wären demnach als Teilmomente *eines* Prozesses zu würdigen“ (Nitschke 1994, S. 26). Der Begriff der Heilung muß sicherlich für supervisorisches Arbeiten abgeschwächt verwandt werden, dennoch mag ich nicht ganz auf ihn verzichten, da der Supervision nicht nur in psychosozialen Arbeitsfeldern eine wesentliche psychohygienische Funktion zukommt.

Der Analyse teamspezifischer Anpassungsmechanismen kommt in der Supervision eine hohe Bedeutung zu. Es gilt wahrzunehmen, welche Strategien der Konfliktspannungsreduktion mit der sozialen Umwelt ein Team entwickelt. *Paul Parin* nennt u.a. die Ausprägung eines „Clan-Gewissens“.

Ein weiterer Weg ist das gemeinsame Hypothesengenerieren von Supervisor und Supervisanden und das Überprüfen in ihrer Wirksamkeit in der Praxis. Zunächst wird die Angemessenheit eines neuen Deutungs- oder Handlungsmusters, das erarbeitet wurde, in der Supervisionssitzung selbst deutlich. Stimmt die Hypothese des Supervisors, trifft seine Deutung zu, ist sein Interventionsvorschlag angemessen, so wird dies sofort an der Veränderung des Gruppenklimas deutlich. Die Supervisionsgruppe entspannt sich, das emotionale Engagement steigt, die Gruppenmitglieder fühlen sich freier und flexibler in ihrem Handlungsspielraum und sind entschlossen, auch schwierige Dinge in Angriff zu nehmen, und die Ideen fließen. Es kann zu dramatischen Änderungen der Perspektivwahl kommen, zu expliziten Äußerungen von Einsichtsänderung. Genauso gut kann es jedoch stiller zugehen und die momentane Stimmigkeit des Supervisionsergebnisses mehr nonverbal als spektakulär vermittelt werden. Leiblichen Resonanzphänomenen auf der Seite des Supervisors wie auf der der Supervisanden kommt eine hohe Bedeutung bei der Überprüfung von Supervisionsresultaten zu.

Das Zutreffen gemeinsam erarbeiteter Ergebnisse muß sich jedoch erst in der Praxis bewähren. Erst die veränderte, als verbessert erlebte Arbeit, sei es mit der Klientel oder des Teams in der Organisation und untereinander, signalisiert die Stimmigkeit der supervisorischen Arbeit. Die Ergebnisse müssen sich in der Praxis bewähren; geschieht dies nicht, wird eine erneute gemeinsame Suchbewegung der Supervisionseinheit eingeleitet. Was ist das so beschriebene Vorgehen anderes als lebendige Forschung? Wir finden in jedem supervisorischen Prozeß folgenden Dreischritt:

- die Entwicklung gegenstandsangemessener Hypothesen aus der Fallrekonstruktion heraus,
- das Entwerfen daraus abgeleiteter Interventionsstrategien,
- die Validierung in der Praxis.

Da sind zum Schluß die Selbstbeobachtung und die Selbstanalyse des Supervisors zu nennen. Dieser generiert zuallererst Wissen über sich selbst und versucht, seine Abwehrvorgänge so klein wie möglich zu halten, um seine Ichfunktionen zu verbessern. Analog den Prozessen innerhalb der psychoanalytischen Behandlung werden in der Supervision Ziel und Methodik kongruent. Auf diese Weise kann der Supervisor sein we-

sentliches Instrument, die Gegenübertragungsanalyse, füllig nutzen. Die Gegenübertragungsanalyse ist in der Supervision ein wesentliches Agens, sie dient als wichtiges Diagnostikum und ist damit Interventionshintergrund.

Er arbeitet mit einem Arbeits-Ich, das fähig zu *supervisorischer Ichspaltung* ist. Er ist gleichzeitig ein unmittelbar Agierender und ein sich und die Supervisanden Beobachtender. Er ist in der Lage, seine Selbstbeobachtung und die Äußerungen und Mitteilungen der Supervisanden zu integrieren und damit tiefere Einsichten zu generieren. Sein Kennen der supervisorischen Paradigmen und sein Können, die Anwendung von der Supervision leitenden Theorie fallen im günstigen Supervisionsverlauf zusammen. Supervision kann in Abwandlung von *Grünbaums* Bewertung des psychoanalytischen Vorgehens: „Erkennen und Erleben – Wissen und Sein in einer originären Einheit“ (1928, S. 206) verstanden werden als tätige Erkenntnissuche zu mehr. Solch ein Vorgehen liegt „jenseits des Gegensatzes der geisteswissenschaftlichen und naturwissenschaftlichen Psychologie“ (a.a.O., S. 210). *Freud* spricht von der „gemischten Rede“, einem Platz, folgt man *Nitschke* (1994, S. 35), zwischen beiden Formen der Psychologie, „für den bis heute die Grenzen umrissen sein mögen, dessen Kartographie aber immer wieder verlorengelht – und zwar deshalb, weil wir immer wieder in ein Denken in Gegen-Sätzen zurückfallen, das dem Gegenstand der Psychoanalyse, dem Unbewußten, eigentlich zutiefst widerspricht“. *Buer* (1996) versucht einen oben skizzierten Weg, indem er Supervisionsgruppen, die an seinem Forschungsprojekt beteiligten sind, zu bestimmten Fragestellungen Material, das in der psychodramatisch orientierten Supervision entsteht, dokumentieren läßt und es einer gemeinsamen Auswertung zuführt. Das Aufspüren „gehäufter Eindrücke“, wie *Freud* (1933) es nannte, durch einen oben skizzierten supervisorischen Forschungsprozeß könnte die Etablierung einer Supervisionstheorie vorantreiben.

## 6. Schlußbemerkungen

Ich möchte davor warnen, daß sich die Supervisionsszene in Zeiten der Proklamierung von Effizienzkontrolle und Qualitätssicherung allzu schnell unter Druck setzen läßt. Übereilt diesem Zeitgeist zu folgen und sich an üblichen und etablierten Forschungsstrategien positivistischer Provenienz zu orientieren, könnte mittel- und langfristige fatale Folgen haben. Die Anwendung eines aus der nomologischen Psychologie stammenden Methodenrepertoires kann ich nur als Antwort auf einen Rechtfertigungszwang interpretieren, der in Zeiten der Verknappung ökonomischer Ressourcen und dem damit zusammenhängenden Kampf um die Pfründe geschaffen wird. Schlichte Modelle werden mit der heißen Nadel gestrickt, und man rettet sich in Scheinsicherheiten.

Die Hinwendung zu dieser Form psychologischer Forschung ist allzu fragwürdig, da sie einen Rückschritt hinter längst Erreichtes bedeuten würde. Selbst die klassische Naturwissenschaft hat sich von der Illusion einer möglichen Trennschärfe zwischen Beobachter und Beobachtetem gelöst. Sie läßt sich schon deshalb nicht aufrechterhalten, da die Messung ihrerseits Einfluß nimmt auf das Meßergebnis. Beforschte Supervision ist notwendigerweise eine andere als die ohne Triangulierung von außen, sei es, daß man sich als Supervisor oder Supervisand dabei nun besonders bemüht, gut zu sein, oder daß man in Wahrnehmung, Denken und Ausdruck besonders gehemmt ist. Auch die von *Devereux* (1967) so präzise beschriebene Angst des Forschers vor seinem Gegenüber und seinen eigenen Gegenübertragungsphänomenen sollte nicht in vermeint-

lich objektivierter Forschungsstrategie gebündigt werden. Die durch die Chaosforschung obsolet gewordenen Versuche, lineare Beziehungen zwischen Erklärung und Prognose zu erstellen, muten gerade in dem komplexen Geschehen der Supervision nahezu anachronistisch an.

Ebensowenig können wir uns nicht auf einen Forschungskontext der Wertfreiheit zurückziehen. Hinter jeder Effizienzstudie steht eine andere Theorie, eine andere Vorstellung von Effizienz, und natürlich möchten die Vertreter ihrer Schulen die Überlegungen ihres Modells unter Beweis stellen. Das ist auch gut so, denn eine „Konkurrenz“ in diesem sich neu entwickelnden Forschungsgebiet, verstanden im Sinne des „concurrere“ (lat.: zusammenlaufen), scheint mir förderlicher, als ein übereilter Konsens à la *Luborsky*, der davon ausgeht, da alle (Psychotherapieformen) Sieger seien, auch alle einen Preis verdienen. Durch dieses vorschnelle Einlenken würde man m.E. die Möglichkeiten, die aus der Differenz und Nichtkompatibilität unterschiedlicher supervisorischer Modelle entsteht, verschenken.

Unterschiedliche Organisationen, unterschiedliche Supervisanden und unterschiedliche Supervisoren machen zur Zeit eine Metaanalyse, wie *Grawe* sie für die Psychotherapie versucht hat, so fragwürdig. Es ist unmöglich, Supervision auf Variablen zu reduzieren und ihre Gegenstände zu isolieren.

Die nomologische Psychologie ist von vielen Seiten in Frage gestellt worden. Die Resultate experimenteller Hypothesenprüfung können nicht als empirische Bewährungsfälle, sondern dürfen nur als „Anwendungsfälle“ oder „Beispielfälle“ für eine übergeordnete Begründungstheorie betrachtet werden (vgl. *Holzkamp* 1986). Die von *Holzkamp* denunzierte „Pseudo-Empirie“ sollte für die Supervisionsforschung nicht übernommen werden. Da können wir anderes!

So wie die Grundvoraussetzung zum qualifizierten Leiten von Supervisionsgruppen die Spannungstoleranz des Supervisors ist, sollte die Supervisionslandschaft es leisten können, einiges an Unsicherheiten in der Supervisionsforschung zu ertragen, ihren Ambivalenzen nicht auszuweichen und auf die Idee der tröstenden Metatheorie noch oder u.U. für immer zu verzichten.

## Literatur

- Argelander, H.* (1970): Das Erstinterview in der Psyc. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft.
- Bardé, B., Mattke, D.* (Hg.) (1993): Therapeutische Teams. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Becker, H.* (Hrsg) (1995): Psychoanalytische Team-Supervision. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Buchholz, M.B.* (Hg.) (1995): Psychotherapeutische Interaktion. Qualitative Studien zu Konversation und Metapher. Geste und Plan. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- , *Streeck, U.* (Hg.) (1994): Heilen, Forschen, Interaktion. Psychotherapie und Qualitative Sozialforschung. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Buer, F.* (1996): Psychodramatische Supervision. Das Modell in seiner Bedeutung für die Reflexion und Erforschung sozialpädagogischen Handelns. *Supervision* 29, 81-92.
- Devereux, G.* (1967): Angst und Methode in den Verhaltenswissenschaften. München: Hanser.
- Freud, S.* (1927): Nachwort zur Laienanalyse. *GW* 14, 287-296.
- (1933): Neue Folge der Vorlesungen zur Einführung in die Psychoanalyse. *GW* 15.
- Grawe, K.* (1992). Psychotherapieforschung zu Beginn der neunziger Jahre. *Psychologische Rundschau* 43, 132-162.

- Grünbaum, A. (1928): Die Idee der Psychoanalyse und die Erkenntnistheorie. In: *Prinzhorn, H., Mittenwey, K.* (Hg.): *Krisis der Psychoanalyse. Auswirkungen der Psychoanalyse in Wissenschaft und Leben.* Leipzig: Der neue Geist.
- Holzkamp, K. (1986): Die Verkennung von Handlungsbegründungen als empirische Zusammenhgangsannahmen in sozialpsychologischen Theorien: Methodologische Fehlorientierung infolge von Begriffsverwirrung. *Zeitschrift für Sozialpsychologie* 17, 216-238.
- Jaeggi, E. (1991): Der Wechselbalg Psychotherapie. *Verhaltenstherapie und psychosoziale Praxis* 2, 117-129.
- (1994): Das Flimmern auf der Leinwand: Psychotherapieforschung und Psychotherapie. *Journal für Psychologie* 2 (1), 53-64.
- Kaiser, E. (1993): Qualitative Psychotherapieforschung – modernes Paradigma oder Potemkinsches Dorf? *Forum der Psychoanalyse* 9, 348-366.
- Koch, S. (1981): The nature and limits of psychological knowledge. Lessons of a century qua „science“. *Am. Psychology* 36, 257-269.
- Luborksy, L. et al. (1975): Comparative Studies of Psycho-Therapies: Is it true that „Everybody has won and all must have prizes? Arch. gen. Psychiatry, 32, 995-1008.
- Mertens, W. (1994). Psychoanalyse auf dem Prüfstand? Eine Erwiderung auf die Meta-Analyse von Klaus Grawe. Berlin, München: Quintessenz.
- Nitschke, B. (1994): Die besondere Wissensform der Psychoanalyse: Wissenschaftshistorische Anmerkungen zum Junctim zwischen Heilen und Forschen in der Freudschen Psychoanalyse. In: *Buchholz, M.B., Streeck, U.* (Hg.), a.a.O., 13-39.
- Parin, P. (1978): Der Widerspruch im Subjekt. Ethno-psychoanalytische Studien. Frankfurt: Suhrkamp.
- Petzold, H. (1996): Die normierende Kraft der Leitbilder und Qualitätsstandards – ein Diskussionsbeitrag. *DGSv aktuell* 2 (1996), 23-28.
- Royce, J.R. (1983): The implications of Langer's philosophy of mind for a science of psychology. *Journal of Mind Behavior* 4, 491-506.
- Schneider, K.D., Müller, A. (1995): Evaluation von Supervision. *Supervision* 27, 86-99.
- Schneider, S.F. (1990): Psychology at a crossroads. *Am. Psychol.* 45, 521-529.
- Schreyögg, A. (1995): Macht und Ohnmacht in der Teamsupervision. In: *Schmidt-Lellek, C., Heimannsberg, B.* (Hg.): *Macht und Machtmißbrauch in der Psychotherapie.* Köln: Edition Humanistische Psychologie, 123-147.
- Streek, U., Dally, A. (1995): Inszenierung, Interaktion und Kontextualisierung im psychotherapeutischen Dialog. In: *Buchholz, M.B.* (Hg.), a.a.O., 207-228.
- Volkart, R. (1995). Patient und Therapeut zwischen Skylla und Charybdis! Die Interpretation eines Transskriptes mit dem Psychotherapie-Prozeß-Modell von Joseph Weiss. In: *Buchholz, M.B.* (Hg.), a.a.O., 127-173.
- Weiss, J. (1993): *How psychotherapy works. Process and technique.* New York: Guilford.
- Wolff, St. (1994): Innovative Strategien qualitativer Sozialforschung im Bereich der Psychotherapie. In: *Buchholz, M.B., Streeck, U.* (Hg.), a.a.O., 39-66.

*Die Autorin:* Dr. phil. Heidi Möller, Dipl.-Psych., Hochschulassistentin für Klinische Psychologie an der TU Berlin, Psychotherapeutin (FPI) und Supervisorin (DGSv) in freier Praxis. *Anschrift:* Kaiserin-Augusta-Allee 84, 10589 Berlin.